

Editorial zum Themenschwerpunkt Online – Offline.

Mensch zwischen Netz und Welt: Eine Frage der Freiheit

Wenn wir uns in der diesmaligen Ausgabe mit dem Thema der virtuellen Vernetzung beschäftigen, so sei dem Heft doch vorangestellt, dass es die Zeitschrift ohne das Internet so nicht geben würde. Mit jeder Online-Publikation stellen wir als Herausgeber so implizit auch die Möglichkeiten vor, die das Internet heute bietet. Diese Aspekte sind den Nutzern im Wesentlichen bekannt, sie stehen kaum zur Diskussion, sollten aber einer eher kritischen Debatte durchaus vorausgestellt werden.

Indes wird erst etwas verzögert deutlich, in welcher Weise das Internet unsere Welt verändert. Gerade die aktuelle Berichterstattung zu Art und Umfang der staatlichen Nutzung für eine vermeintliche oder reale Gefahrenabwehr weist auf den Umfang dessen hin, was mittlerweile als „digitale Revolution“ dem Begriff der „industriellen Revolution“ gegenüber gestellt wird.

Dabei müssen wir davon ausgehen, dass die uns bekannte Nutzung der virtuellen Vernetzung durch Geheimdienste „befreundeter“ Staaten nur einen kleinen Ausschnitt von dem darstellt, was sich hinter der benutzerfreundlichen Bildschirmfläche abspielt: Wie etwa gehen die Geheimdienste *nicht* befreundeter Staaten mit unseren Daten um? Und über welche technischen Möglichkeiten verfügen staatliche Institutionen, über die legale und illegale Unternehmen nicht schon längst verfügen? Schließlich bewegen sich die Entwickler ihrerseits schon deutlich vor der breiten Anwendung mit ihren Programmen im weltweiten Netz.

Auf den ersten Blick trifft dies den Einzelnen eher auf der politischen Ebene, und entsprechend wird diese medial diskutiert: nämlich was Geheimdienste, soziale Netzwerke oder Suchmaschinen mit „unseren“ Daten für „Geschäfte“ machen, machen sollten und machen dürften. Erst im Nachgang tritt eine weitere Dimension hervor, nämlich dass hier der Mensch, der sich beruflich und privat immer häufiger zur Nutzung der neuen Medien gezwungen sieht, in einer Weise vergegenständlicht und verfügbar gemacht wird, wie dies selbst in den visionärsten Science-Fictions kaum je für möglich gehalten wurde.

Im gleichen Atemzug mit der sich aufzwingenden Nutzung des Systems wird der Mensch von den ebenso durch die elektronische Revolution beschleunigten Neurowissenschaften zu seiner eigentlichen Unfreiheit aufgeklärt. Scheinbar beiläufig wendet sich so der ursprüngliche Begriff der „Aufklärung“, der eine Befreiung aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit gerade durch eine weltlich-wissenschaftliche Würdigung der Zusammenhänge versprach, in sein Gegenteil. Der Mensch wird zu einer Art Biomechanismus erklärt, der den Naturgesetzen folgend keine eigentlichen Entscheidungsmöglichkeiten hat, aber so programmiert ist, dass er sich wenigstens frei anfühlt – wofür auch immer dieses Gefühl evolutionär von Nutzen gewesen sein soll. Dass von den Protagonisten dieses Menschenbildes der Begriff der Freiheit allzu leicht in die Nähe von Beliebigkeit gerückt und die bedingungslose Subjektivität des freien Willens ausgeblendet wird, wurde schon an anderer Stelle – auch in der IZPP – kritisch angemerkt. Für unser diesmaliges Schwerpunktthema ist dagegen eher die damit einhergehende Frage der Position des heutigen Menschen von Bedeutung: Die radikale Objek-

tivierung seines Seins, die er mangels bewusster Problematisierung in einer Weise über sich ergehen lässt, als sei die damit verbundene mediale Inszenierung des Einzelnen ein genuin vorhandener Wunsch, der sich endlich mit dem Aufkommen der globalen technischen Vernetzung verwirklichen lasse. Die massenweise und kritiklose Nutzung dieser Projektionsflächen scheint eben dies fast zu bestätigen.

So gewinnt das Thema an psychologischer und philosophischer Bedeutung. Dabei kann es für eine fachliche Würdigung in diesen Fächern nicht mehr nur um Internet- und Sex-Süchtige gehen, sondern das Thema der Objektivierung von immer mehr Lebensbereichen setzt den bislang immer auch noch intuitiv und intim handelnden Menschen in ein neues Beobachtungsfeld. Sehen wir die neurowissenschaftliche Feststellung menschlicher Unfreiheit in diesem Kontext, so fügen sich die Aspekte geradezu passgleich so zusammen, als sei der moderne Mensch nur zur Beobachtung bei der Erfüllung von ihm ohnehin aufgegebenen Betätigungen geschaffen: Das endgültige Objekt. Stellt sich nur noch die Frage, was zu tun ist, wenn das Objekt sich objektiv falsch verhält – wir können nur hoffen, dass die „befreundeten“ vor den „befeindeten“ ihre Kriterien der objektiven Richtigkeit zur „Anwendung“ bringen. Indes ist auch diese Einschätzung vielleicht ja nur einer vorübergehenden zwangsläufigen neuronalen Gesetzmäßigkeit geschuldet; „Freund“ oder „Feind“ und „richtig“ und „falsch“ ohnehin, wenn doch der freie Wille zur Handlung ja nur noch eine wofür auch immer verinnerlichte Illusion ist.

Bemerkenswerterweise gehen aber gerade diese Objektivierungstechniken mit dem Phänomen der Illusion durchaus wertschätzend um, und so erreichen wir in der Beschäftigung mit dem diskutierten Themenkomplex eine weitere psychologisch und philosophisch bemerkenswerte Dimension: Die mit der Vernetzung einhergehende Virtualität. Längst tummeln sich im Netz nicht mehr nur die realen oder auch willkürlich verzerrten Inszenierungen ihrer Nutzer. Vielmehr tritt die Zeit für den subjektiv realen Bezug zur Welt und damit die Relevanz jener realen Begegnungen mit der Welt vor den virtuellen Angeboten und Aufgaben an den 24-Stunden-Onliner immer weiter zurück. Die virtuellen und realen Angebote sind vorbestimmt und definiert, aber in so unüberschaubarer Vielfalt vor-vorhanden, dass sich die eigene Aktivität in der Nutzung der so endlos vorgefertigten Welt in einer Weise erschöpft, dass sich jeder Anspruch auf eigene Kreativität fast lächerlich ausmacht. Dabei ist diese Beschäftigung mit dem Netz indes durchaus anstrengend, da die Anforderungen an die kognitive und sinnliche Verarbeitung der unüberschaubaren Reizmengen und –möglichkeiten sowie an das Differenzierungsvermögen zwischen virtueller und realer Netzpräsenz einerseits und zwischen dieser und der realen Welt andererseits schon mehr als ausreichen, um das Individuum voll in Beschlag zu nehmen.

So könnte sich dann auch aus subjektiver Perspektive irgendwann erfüllen, was die Neurowissenschaften konstatieren: Die Unfreiheit des Einzelnen gilt dann nicht mehr nur als objektiv „bewiesen“, sondern wird auch so erlebt – da ihm nichts anderes mehr übrig bleibt, als sich mit dem zu beschäftigen, was ihm aufgedrängt wird. Wir sind also vielleicht gar nicht mehr so weit davon entfernt, den Glauben an die Freiheit unseres Willens aufzugeben – quasi als die letzte der Illusionen, von der uns der naturwissenschaftliche Aufbruch der Aufklärung befreien wollte. Nun sind wir zwar wieder unmündig, aber immerhin nicht selbst verschuldet.

Der Raum eines Editorials reicht nicht aus, um die Wirkkraft der elektronischen Datenverarbeitung, der globalen Vernetzung und der Virtualisierung unserer Lebenswelten auch nur annähernd zu skizzieren. Die psychologischen Auswirkungen auf das Selbstbild und die Erlebnisfähigkeit des lebendigen Menschen dürften weitaus größer sein, als uns die begrenzte Beobachtung gut definierter Krankheitsbilder suggeriert. Die Folgen für das seelische Empfinden werden nämlich vielleicht nur bedingt spezifizierbar und damit „messbar“ werden, zumal

die Art der Konfrontation des Einzelnen mit der neuen Welt sehr heterogene Muster aufweisen wird. Die zur Verfügung stehenden Arten seelischer Reaktionen auf Belastungen könnten aus psychosomatischer Sicht durchaus ausreichen, um sich an die neuen „Herausforderungen“ optimal „anzupassen“ – solange jenes „Optimum“ vorher objektiv festgelegt wird. Mit einem neuronal bedingten Selbstbild als unfrei gezwungen erlebendes und wollendes Wesen erübrigt sich im Laufe der Zeit auch jede emotionale Erregung – denn es geschieht uns doch nichts anderes, als was uns ohnehin geschehen musste.

So erklärt sich vielleicht die zunächst überraschende Beobachtung, dass uns zu diesem Thema weniger Beiträge erreichten als zu den bisherigen Schwerpunkten. Als Herausgeber waren wir ursprünglich der Auffassung, ein sehr aktuelles Thema aufgegriffen zu haben, zumal die Nachrichtenmedien voll von Erörterungen dazu sind. Die philosophischen und psychologischen Dimensionen, insbesondere außerhalb eines Morbus- oder Dispositionskonzeptes, scheinen bisher nicht wirklich ins Zentrum der gesellschaftlichen Diskussionen gekommen zu sein. Vielleicht aber liegt dies nicht nur an einem subtilen Fortschrittsglauben wissenschaftlich Tätiger, durch den eine allzu kritische Reflektion vereitelt wird, sondern auch an der stets unmittelbaren, ja geradezu haptisch empfindbaren Alltäglichkeit des modernen Instrumentariums, welches dazu führt, dass wir schon viel tiefer mit dem Verlust unserer wirklich *eigenen* Zeit und Welt identifiziert sind, als dass wir noch eine ausreichend kritische Distanz dazu herstellen könnten. Man prüfe doch nur selber, wie lange man ohne jedes elektronisch bedingtes Medium auskommen würde, ohne Sorge um einen Verlust von Freunden, Bekannten oder seines Berufes haben zu müssen. Und glaubt überhaupt noch ernsthaft jemand, dass davon noch irgendetwas wesentlich umkehrbar wäre?

So viel zur Freiheit, die im tieferen Grunde aller Auseinandersetzungen mit den neuen Medien zur Diskussion steht.

Wenngleich es vergleichsweise wenige Arbeiten sind, die wir Ihnen in diesem Heft vorstellen können, so spannen diese doch einen großen Bogen über den Themenschwerpunkt – nicht nur in ihren thematischen Ausrichtungen, sondern auch in ihrem Stil, sich dem Thema zu widmen. Aus kompetenter und kritischer Perspektive untersucht für uns **Deborah Ryszka** das Schwerpunktthema in ihrem Beitrag *Das digitale Leben als Füll-Halter des existentiellen Vakuums für den vermassten Individualisten*. Gemäß Ryszka konnte der Mensch mittels gesellschaftlicher Veränderungen und dem Aufkommen der digitalen Medien durchaus einen Grad an Freiheit erlangen, der ihm einerseits eine Fülle von Möglichkeiten bereitstellt, andererseits aber gleichzeitig für den vermassten Individualisten eine Überforderung durch fehlende Grenzsetzung darstellt. **Thomas Rolf** nähert sich dem Thema phänomenologisch und erfrischend innovativ: *Einflüsterungen. Versuch über die Provinzialität des Onliners* ist eine Einladung an den Leser, doch einmal das Thema Online – Offline aus einer ganz anderen Perspektive zu erkunden, nämlich derjenigen des kleinen fiktiven Küstendorfes in Aremorica im Nordwesten Galliens, dessen Bewohner (darunter Asterix und Obelix) sich hartnäckig dagegen wehren, dass man ihr Dorf zur Provinz erklärt. **Norbert Mink** rundet in seiner Filmbetrachtung zu „Her“ das Thema sorgsam ab und macht nachdenklich zugleich, wenn er uns auf Descartes' zentrale Frage führt, wie wirklich die Außenwelt denn eigentlich ist, wenn nur das cogito gewiss sei: „Da sehe ich gerade zufällig von meinem Fenster aus Leute auf der Straße vorübergehen. Ich bin gewohnt zu sagen ..., ich sehe sie. Was sehe ich denn außer Hüten und Kleidern, unter denen auch Automaten stecken könnten?“ (Descartes, *Meditationen*).

Neben diesen Beiträgen zum Themenschwerpunkt haben uns wieder eine Reihe Beiträge zu anderen Themen erreicht, die sich in das Konzept der IZPP einfügen und wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen:

Herbert Csef: *Sinnorientierte Lebensentwürfe bei Albert Camus. Ein Brückenschlag zwischen Existenzphilosophie und Psychotherapie.* Csef erkennt in Camus' Werk eine Psychologie der Lebenskunst und gibt dem Leser in seinem Beitrag nicht zuletzt eine hervorragende Einführung in die Philosophie Camus'. **Mario Seifert:** *Pragmatismus und radikaler Empirismus: William James und die Suche nach einem neuen Weg des Denkens.* Mit dem Begründer der US-amerikanischen funktionalistischen Psychologie befasst sich Seifert in seinem Beitrag und zeigt insbesondere, dass James einen tieferen Begriff von Empirie vorlegt, als beispielsweise derjenige von Hume oder Kant. **Hendrik Wahler** setzt an dem ambivalenten Verhältnis zur eigenen Theorie und Praxis an, das die Philosophische Praxis seit ihrer eigenen Entstehung in den 1980er Jahren entwickelt hat und stellt in seinem Beitrag die provokante Frage: *Hat die Philosophische Praxis Theorie und Methode nötig?* **Dietrich Krusche** setzt sich in seinem Beitrag *Die Bezugnahme auf mich selbst und die Selbstregulierung organischer Einheiten* mit den Problemen der Selbsterfahrung auseinander: Worauf beziehe ich mich, wenn ich sage „ich selbst“? Wie kommt es, dass sich ‚Selbstgewissheit‘, seit darüber nachgedacht wird, als notorisch instabil erwiesen hat? Welche Faktoren, seien sie evolutionsbiologisch, seien sie bewusstseinsgeschichtlich erzeugt, kommen als Bedingungen der Instabilität in Frage, und wie haben wir Menschen gelernt, diesen Mangel zu kompensieren? Krusches Beitrag lässt sich dabei gleichsam als Vorwort lesen zum Themenschwerpunkt der nächsten und elften Ausgabe der IZPP: „*ich und du*“, wobei wir an dieser Stelle auf das Call for papers für die kommende Ausgabe verweisen wollen. Das Heft runden wir mit einer Rezension zu Gregor Pauls Band „Logik und Kultur“ ab, der sich der Frage einer kulturdifferenten Logik und damit einem psychologisch, philosophisch und ethnologisch interessanten Thema widmet, und der in der Reihe „Jakob Burckhardt-Gespräche auf Castelen“ erschienen ist.

Wolfgang Eirund und Joachim Heil
Bad Schwalbach und Mainz Juni 2014